Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 11

Artikel: Friedhofkunst

Autor: Röthlisberger, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634198

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Steg. Brosi ging voran, und von seinen schweren Tritten zitterten die Bretter, sodaß Plazida wie auf Federn ging.

Jenseits des Steges wurde der Weg steil.

„Geh voran," sagte Brosi in seiner dumpfen, sparsamen, verkniffenen Art. „Du kannst uns den Schritt angeben."

Sie gehorchte und er stieg hinter ihr her und nahm die Blicke nicht mehr von ihrer schmächtigen Gestalt. Sie mußte aber bald stillstehen und Atem schöpfen; dabei rann ihr ein leiser Blutstrom sichtbar vom Halse in die Wangen.

„Macht es dir so Mühe?" fragte er, und sie konnte vor Anstrengung nicht sprechen und nickte nur, daß ihr gelbes, glänzendes Haar sich bauschte. Er tröstete sie, daß sie bald an Ort und Stelle wären, und nachdem Plazida noch einige Male angehalten und sich ausgeruht, waren sie das wirklich. Der Wald schloß sich über ihnen, hohe, alte Tannen mit geraden grauen Stämmen, von denen wie von den Aesten graugrüner Bart hing. Zuweilen lag ein moosübersponnener Block im Gestämme, zuweilen tat sich eine Höhle auf. Der Wald wurzelte auf Trümmern eines eingestürzten Berges.

Als sie die Lichtung, in welcher Brosi zu schlagen hatte, erreicht hatten, ließ Plazida sich auf einen Stein nieder, und er legte die Wegzehrung neben sie, die sie mitgebracht. Dann sprach er nicht mehr, maß den Baum, der ihm verfallen war, und machte sich gleich an die Arbeit. Weit stemmte er das Bein vor und schwang die Axt. Eine Wucht ohnegleichen lag in der Haltung seiner Gestalt und in seinem mächtig ausholenden Streiche. Die Axt fuhr schmetternd in den Stamm, und dieser erzitterte bis hinauf an die Krone, wenn sie traf.

„Du bist schon stark, du," sagte Plazida bewundernd, als er einmal innehielt.

Da lachte er vergnügt; er war noch nicht viel gelobt worden.

Sie schaute sich indessen um, und die Ruhe, die ringsum sie war, tat ihr wohl. Wenn sie den Blick erhob, sah sie die Kronen der Tannen wogen wie Wellen; denn der Wind warf sie hin und her und riß für Plazida bald da, bald dort die Aussicht auf ein Stücklein Himmel frei. „Ich bin doch froh, daß ich gekommen bin," sagte sie.

Anfänglich sah sie den Himmel noch blau, aber während das Wiegen der Baumkronen immer heftiger wurde und der Sturm im Walde ein Rauschen und Brausen begann, das sie, da sie geschützt saß, mit staunender Freude hörte, gewahrte sie, daß der Wolken immer mehr wurden und über die weißen schwarze und braune quollen, düster und wild wie Brandgewölk. Sie wollte Brosi darauf aufmerksam machen, getraute sich aber nicht recht, weil sie die Gewitterangst in sich spürte und sich ihrer schämte. Endlich sagte sie doch zaghaft und atemlos: „Sollten wir nicht heimgehen? Es zieht ein Wetter auf."

„Fürchtest du dich?" fragte er, ohne sie auszulachen; er staunte auch ihre Furcht als etwas Fremdes an, wie er sie selbst immer als eine Art Wunder ansah. „Du brauchst nicht Angst zu haben," beruhigte er sie dann. „Wenn wir dort unter den Felsen treten, sind wir sicher genug."

Unweit der Stelle, wo er arbeitete, erhob sich aus dem Walde ein Block, der so überhing, daß zwei Menschen sich wohl vor Regen und Sturm dort bergen konnten.

Sie gab sich zufrieden und schaute ihm wieder eine Weile zu. Da fuhr ein blendendes Licht durch den schwül gewordenen Wald. Der Donner krachte. (Schluß folgt.)

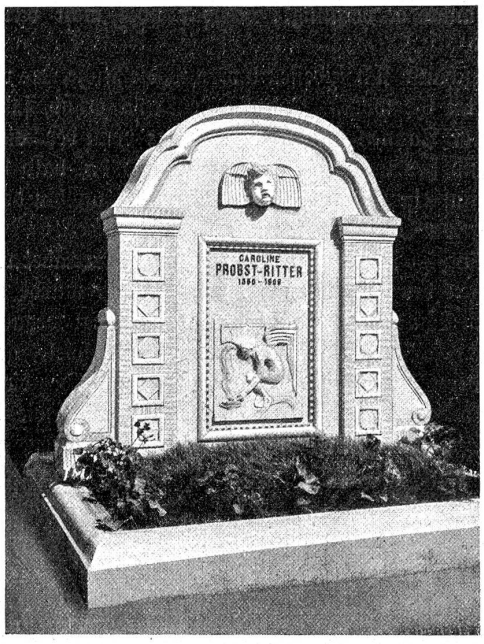
Friedhofkunst.*

Von Hermann Röthlisberger, Bern.

Sie kennen gewiß den „alten Geiger", eine der schönen Radierungen von Albert Welti? Ihn, der Zwiesprache hält auf dem Grabe seiner längst Verstorbenen, den hell erleuchteten Grabstein mit dem Konterfei seiner Getreuen neben ihm. Ueber dem einsam Andächtigen die klare Sommernacht. Immer werde ich in diesem Beschauen an ein Erlebnis früherer Jahre erinnert. Mein Weg führte mich sehr oft über einen Friedhof an einer alten Kirche vorbei. Der Kirchhof wurde als Begräbnisstätte nicht mehr benutzt, war deshalb größtenteils mit Rasen bedeckt. Nur hie und da ein wackliges Kreuz, ein bemooster Stein, an der Kirchenmauer schöne Platten eingelegt, Bäume, Sträucher, der sorgfältigen Jugendpflege des Gärtners entwachsen, da und dort noch ein gepflegtes Grab, ein Gedenken durch lange Jahre hindurch. Eines unter diesen, dicht an der Mauer, fiel mir auf. Ohne jegliche Einfriedigung, ein bunter Farbenfleck inmitten grünem Rasen. In stetem Wechsel mit den Schwestern jenseits der Mauer waren es im ersten Märzengrün Schneeglöckchen, etwas später Primeln in schönem Gelb, Rotbraun, Blau, mit dem Sommer Glockenblumen oder Geranien unter Reseda, niedere, weiße, rötlich angehauchte Astern dann, wenn nach kurzen Sonnenblicken die Fröste mählich übers Land gegangen. Und dieser Schmuck reichte in die Tage hinein bis weit hinter Allerseelen. Ueber das Beet beugte sich ein hagerer Rosenstrauch, Moosrosen waren es; jene ungekünstelten kleinen, roten Rosen mit dem winzigen Moos lustig auf Stiel und Kelchblätter zerstreut. Dahinter ein kleines Schiefertäfelchen in der Fläche der alten Mauer, das in einfachen, eingegrabenen Buchstaben nur den einen Namen, „Aenni" trug. Ein Wort, warum denn mehr? Wer all die Jahre hindurch der Blumen so treulich wartete, das möchten Sie wissen? Ich kam früh morgens durch den Friedhof, eh kaum der Nebel aus den Sträuchern geflohen, ein anderes Mal etwas später, wenn der lange Zeiger in der Mittagssonne glitzerte, die beiden Schallöcher oben wie zwei verschlafene Augen über Land blickten, dann wieder gegen Abend. Einmal habe ich ihn gesehen, nur einmal, beim Vernachten. Ein kleines schitteres Männchen, mit etwas gebeugtem Rücken, einige gelbe Haare vom Alter verwaschen in einem Kranz um das kahle Haupt, den Bart nochmals als Kranz unter dem Kinn hervor. So trippelte er um das Grab, bückte sich tief, versetzte einige der Blumen mit einer Sorgfalt, als ob er Diamanten in Uhren legte, begoß sie hernach, eins ums andere, jedes wohl nach seinem Bedürfnis. Sichtlich atmete er auf, sah wohlgefällig hin, sie lohnten es ihm auch, die Blumen seiner Liebe. Er entfernte sich durch das nahe Tor, die Nacht war ganz herabgesunken.

Und dieses Bild trage ich in mir, ich sehe es heute nach

* Aus dem „Schweizer-Heimkalender 1912".



Grabstein in Biel.
Architekt (B. S. A.) Otto Ingold,
Bildhauer Hermann Hubacher, Bern.

Jahren mit einer Deutlichkeit, als ob ich soeben das kleine Türchen hinter mir geschlossen hätte; ich klammere mich gleichsam an diese Erinnerung, wenn ich den neuen Friedhof vor dem Dorfe, den Gottesacker betrete, da nun der Alte ruht, ein schwarzglänzendes Granitkreuz mit goldenen Lettern, ein zimperlich hingesetztes eisernes Geländer, dahinter armseliges Gebüsch fremdländischen Ursprungs. An einem Pfahle baumelt im Wind ein Blechkranz mit schwarz-weißen Glasperlen besetzt, das Grab als Ganzes — ein langweiliges Stück in der großen profanen Herde all der Hunderte ringsumher. Ein Ekel befällt mich dabei, der nur dem einen sehnlichen Wunsche Platz gewährt: Ich möchte mich dereinst selber, eigenhändig sang- und klanglos irgendwo im Walde einscharren können, nur um dieser elenden Wüstenei zu entrinnen.

Es ist etwas ganz Eigentümliches um diese alten Kirchhöfe, etwas, das sich nicht bloß als eine romantische Anwandlung auslegen läßt. Schon in ihrer Gesamtanlage um die Kirche herum. Vom Feld bei uns, vom Meer in den Dünen nur durch eine Mauer getrennt. Grad als ob der Landmann durch das Zirpen und Rauschen des nahen Aehrenfeldes, der Seemann durch den ewigen Rhythmus des großen Wassers im Schlafe gehalten werden sollten. Und denn gar die einzelnen Zeichen treuen Gedenkens, der Grabstein, das geschmiedete Kreuz, die hölzerne Tafel, jedes in seiner Form und Aufstellung als Zeuge einer persönlichen Regung, eines besondern Bemühens.

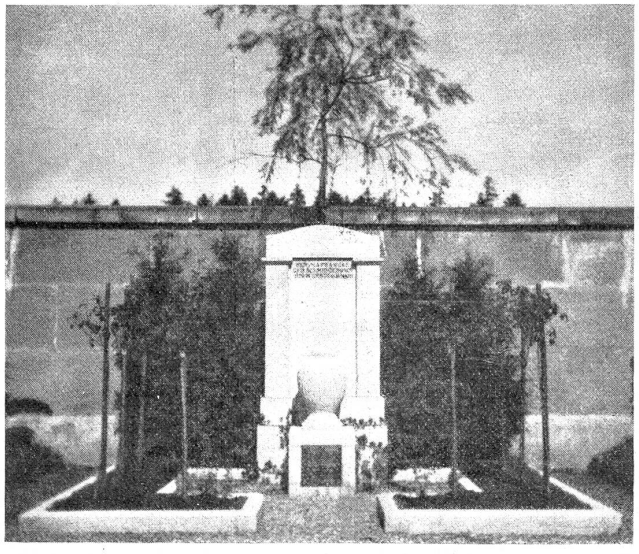
In schreiendem Gegensatz hiezu steht der Friedhof von heute, in jedem Grabmal als Einzelerscheinung wie in der Gesamtanlage.

Das Grabkreuz in redlicher Ausführung, der schlichte Stein, sie kamen außer Kurs. Wer als „vornehm" gelten will, und wer hegt heute diesen Wunsch nicht in seinem Innern, muß dies auch im Grabstein noch vor aller Welt verkünden.

Reiche, vornehme Leute mußten Material aus fremden Zonen, den wetterempfindlichen südlichen Marmor importieren. Marmor gehörte zum guten Ton, zum Inventar der bessern Familie. Der Steinmetz wurde verdrängt durch den italienischen Zwischenhändler, der in Material II., III. Qualität, immerhin Marmor, dem Portemonnaie der Familie, die etwas auf sich hält, bereitwillig entgegenkam. Dazu kam in den letzten Jahren die Einfuhr von schwedischem Granit, der schwarz, spiegelblank poliert, auch modefähig wurde. Ja der Grabmalhändler kam noch mehr entgegen. Er fand „einfache" Formen, Säulen, abgestumpfte Pyramiden mit irgend einem Stil-Motiv als Krönung, Formen, die völlig unpersönlich in schlechten Proportionen, niemals aus dem Material heraus empfunden, von billigen Arbeitskräften in Menge hergestellt und deshalb billig abgegeben werden können. So erklärt sich die schlanke Form des Holzkreuzes in Steinausführung, die dumme Idee, in Stein einen Holzstrunk nachzuahmen oder einen Felsblock mit einer Inschrift auf das Grab zu setzen.

So finden wir auch die Gestaltung des Eisenkreuzes, die der Schmied als guter Handwerker aus dem Material heraus gefunden, in einer plumpen Nachahmung in Guß mit Goldbronze bestrichen. Das Holzkreuz, die Tafel in ihren verschiedensten Variationen, in ihrer öfters reichen Bemalung früherer Tage, sind als zu „armüetelig" von Guß und Marmor verdrängt worden. Man will sich doch nicht lumpen lassen — der Grabstein, als Kreditschinder steht da, über und über bedeckt mit goldenen Lettern oder Schrift in Sandgebläse schwarz auf weiß, einer Reklame-Affiche zum Trotz. In unsern Tagen kauft man ein Grabmal, so wie man einen Kochtopf, Streichhölzer, einen Hut ersteht. Nicht einmal. Denn die Frauen legen doch gewiß Sorgfalt in die Auswahl, in die Dekoration desjenigen Hutes, der ihnen gut ins Gesicht stehen soll. Sie möchten beileibe nicht das gleiche Geflecht, die nämliche Fasson, die roten Rosen tragen, die Frau Meier oder Base Müller auf dem letzten Kirchgange spazieren führten. Ein Grabmal als Massenartikel zu kaufen, den Liebsten zu weihen, ein Zeichen, das in seiner abgeschmackten Form zu Dutzenden in genau gleichen Exemplaren in den Reihen wiederkehrt, das nun geniert sie ganz und gar nicht.

Mit Absicht legen wir in unsern Ausführungen (siehe die Illustration aus dem „Röseligarte" von Rudolf Münger, Bern) einiges Gewicht auf den Typus der alten Holztafel, des geschmiedeten Grabzeichens. Sie überdauern mehrere Jahrzehnte, sind deshalb solid genug. Sie sind in den letzten Jahren fast gänzlich durch den schlechten aber vornehm scheinenden Stein oder das weithinglänzende gußeiserne Kreuz verdrängt worden. Und doch meinen wir, wäre es mit einer kleinen zur Verfügung stehenden Summe viel eher möglich, in einem persönlich gestalteten schmiedeisernen oder harthölzernen Grabschmuck seiner Anhänglichkeit Ausdruck zu verleihen, denn in einem Allerweltsstein, den wir in Pernambuko sogut wie in Magdeburg oder Bischofszell antreffen können. Wie der Grabsteinhändler durch eine Wandlung im vorge-



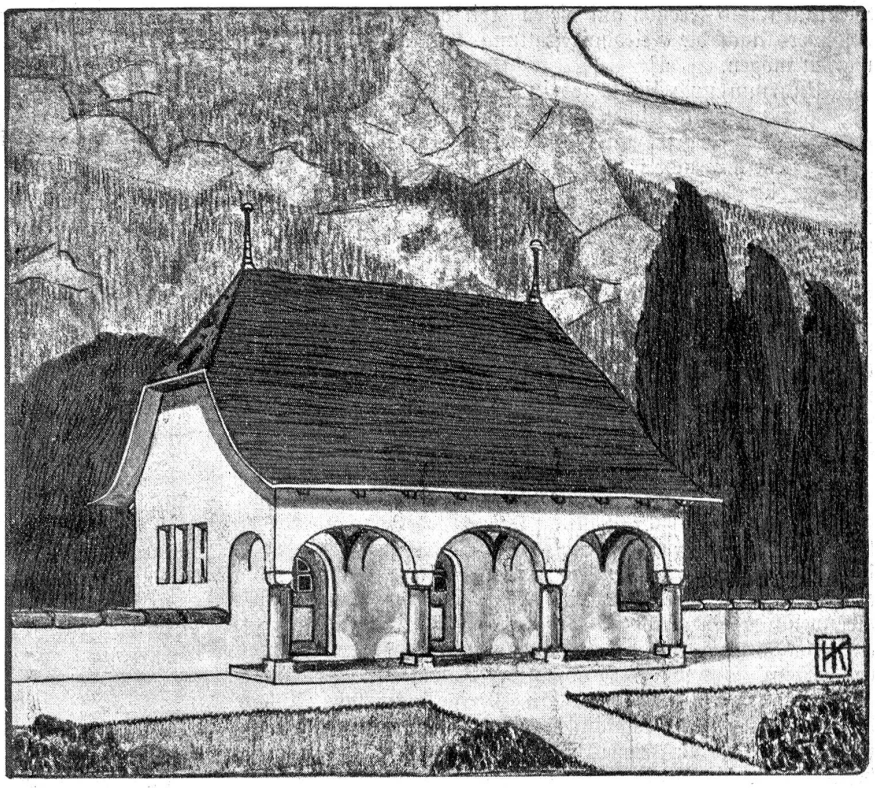
Familiengrab von A. Francke, Bern.
Architekt Indermühle, Bern.

schlagenen Sinne wieder als Steinmetz die Skizzen zur Ausführung bringt, so wäre damit für den Schmied, den Schreiner, den Dekorationsmaler ein gutes Stück Kunsthandwerk zurückerobert, das diesen Leuten ob der Herstellung gewiß Freude bereiten und sie zum selbständigen Schaffen aus dem Material heraus führen müßte.

Auf dem Friedhof von Biel steht ein Gedenkstein, dessen Gestaltung Architekt (B. S. A.) Otto Ingold, Bern, besorgte. Den Reliefschmuck besorgte Bildhauer Hermann Hubacher, Bern. Auch von Maler Albert Welti besitzen wir ein besonders schönes Zeichen lieben Gedenkens in einem farbig fein gehaltenen Mosaikbild als Einlage in einen Stein.

Im Familiengrab A. Francke, Bern, von Architekt (B. S. A.) Karl Indermühle, zeigen wir den Typus eines Urnengrabes. Die Urne entwarf Arnold Hünerwadel. Der Pflanzenschmuck des Grabes ist vom Architekten zu einer Gesamtwirkung herbeigezogen worden.

Solche Grabanlagen wirken als Einzelerscheinung sehr vornehm. Ihre Wirkung erleidet aber sofort beträchtliche Einbuße, wenn wir sie inmitten der schreienden Umgebung als ein einsames Stück in jenen langweiligen Paradereihen unserer Friedhöfe betrachten. Die Angelegenheit der Friedhofkunst wächst damit über die Sorge um das Einzelgrab hinaus zur Aufgabe einer wirkungsvollen Gesamtanlage, die die verschiedenen gut gelösten Teilstücke wie mit einem Rahmen umschließt. Noch mehr. Die Friedhofanlage bedeutet eigentlich den Anfang der Friedhofkunst. Sie ist in erster Linie eine Frage des Allignements, die sich unter Berücksichtigung der Bodenverhältnisse, der natürlich dastehenden Flora (Baumgruppen, Wäldchen, Hecken), der gestellten allgemeinen Forderungen der Gemeinde nur von einem geschickten Architekten lösen läßt, der in seinen Vorschlägen ganz bestimmte Wirkungen in Aussicht nimmt. Diesen Absichten müssen sich alle Einzelteile als helfende Glieder unterstellen; die knallenden Weiß und Schwarz der koulanten Ware im Grabsteingeschäft verderben eine derartig einheitliche Wirkung, sind deshalb zum vornherein ausgeschaltet. So ergiebt sich eine Umgestaltung des Einzelgrabes mit seinem Schmuck als natürliche, notwendige Folge aus einer geschmackvoll aufgebauten Gesamtanlage heraus.



Architekt Indermühle, Bern. Friedhofkapelle Grindelwald.

Lange Jahre hindurch war mit der einzigen Bewunderung der italienischen Renaissance auch der Camposanto als das Ideal einer Anlage gegeben. Uns verlangt nach einfachern Formen, um dem innern Fühlen einen Ausdruck zu verschaffen und vor allem nach dem in unsern Strichen natürlich gegebenen Mitteln, um ein stilles, aufrichtiges Gedenken in einer Tat zu krönen.

Als einen glücklich erfaßten und streng durchgeführten Typus eines Friedhofes kennen wir den Münchener Waldfriedhof. Wie der Name andeutet, wurde ein Teil eines Waldes in nächster Umgebung der Stadt (Holzapfelkreuth außerhalb Sendling) als Begräbnisstätte eingefriedigt. Der Baumbestand, Tannen, Laubwald als Unterholz wurde in seinem natürlichen Wuchs belassen und darin sind Einzel- und Familiengräber aufgestellt. Bestehende Lichtungen hingegen wurden als Anlage für Reihengräber benutzt. Also auch hier Reihen, um den gegebenen Platz ausnutzen zu können. Aber die Gräber stehen in größerer Entfernung voneinander; zwischen den Grabstätten, die nicht durch Steine oder gar Eisenketten abgetrennt werden dürfen, liegt eine gepflegte Rasenfläche. Der Grabschmuck ist in den Blumen, Sträuchern, besonders der einheimischen Flora entnommen. Vogelbeeren und Holunder kommen hier wieder einmal zum Recht. Zwischen den einzelnen Reihen ziehen sich Hecken hindurch, sodaß die Grabsteine, die doch in ihrem Bau stets nach einem Hintergrund verlangen, nicht gegen die leere Luft, sondern vor das angenehme Grün gesetzt erscheinen.

In unserem Lande sind meines Wissens in der jüngsten Zeit zwei besonders bemerkenswerte Neuanlagen geschaffen worden. Ich meine den Friedhof „zur Kesselhalde" der Gemeinde Tablat bei St. Gallen und den Rosenbergfriedhof in Winterthur, entworfen von den Architekten (B. S. A.) Rittmeyer und Furrer in Winterthur. Der letztere ist besonders erwähnenswert, da er sich in der Parzellierung in bewußten Gegensatz zum Typus des Waldfriedhofes stellt. Der verhältnismäßig beschränkte Raum verlangt eine gute Ausnutzung; die Aufteilung in Reihen ist daher geboten. Durch einen einheitlichen Rasenteppich, eingeschobene Hecken, Baumgruppen, Brunnenanlagen, größere Bildgruppen, einfache, sachlich aufgeführte Architektur im Leichenhaus, in der Abdankungshalle, wird es den leitenden Architekten gelingen, einen wohltuenden Gesamteindruck zu schaffen. Der große Gedanke besteht; es bleibt nun noch der Wunsch, auch das Publikum möchte sich in seinen Entschlüssen im Schmücken der einzelnen Grabstätten vom allgemeinen Plane leiten, sich eventuell von Einsichtigen beraten lassen, um das Gelingen eines schönen Ganzen fördern zu helfen. Uns fehlt leider noch die beratende Stelle, die in Deutschland die Wiesbadener-Gesellschaft, oder in einem Einzelfalle der Münchener-Ausschuß einnehmen. Unsere bestimmte Hoffnung für eine Aufklärung in weiten Kreisen gründen wir auf die Landesausstellung von 1914 in Bern. Nach dem Anlageplan wird die Kirchen- und Friedhofkunst eine spezielle Gruppe bilden. Die Gestaltung liegt in Händen einer Kommission als deren Obmann Architekt Karl InderMühle zeichnet. Wir verdanken InderMühle außerhalb der Münsterrenovation schon so viele Stücke feinsinnig durchgeführter kirchlicher Kunst in Neubauten, Erneuernngen, Grabkapellen, daß wir mit

Vertrauen und Freude auf diesen Teil der Ausstellung, der besonders auch die Friedhofgestaltung mit einbeziehen wird, warten mögen.

Und nun noch ein letztes in Sachen Friedhofkunst.

Paris besitzt in seinem größten Friedhofe im Père-Lachaise an der Stelle der frühern Colonne du souvenir das große „Monument aux morts" von Albert Bartholomé. Ein eigentümlich, ein großes Werk, in den Einzelgestalten, in den beiden vorüberschreitenden, schlürfenden, schleppenden Reihen von Todgeweihten, in der geknickten Haltung eines Alten, im liebevollen Umfangen zum letzten Raunen ins Ohr, im verzweifelten Verbergen vor dem Unabänderlichen, das Angesicht in die Erde gepreßt oder die Hand in anmutig schöner Haltung als „l'adieu" vor den Mund der letztmals rückwärts Schauenden erhoben — ein Hadern, Verzweifeln, Sichfassen, mutvoll Schreiten, neues Leben, untrügliche Hoffnung zuletzt, über den leblos Hingestreckten im jungen kaum erwachten Kinde.

Ein Denkmal der Toten, der Namenlosen. Ein Zeichen der Sammlung all der Leidgeschlagenen, der Verzweifelnden, Schwergebeugten. Eine Stiftung treuen Gedenkens über jeden Einzelfall, jedes eigene Erlebnis hinaus, das die große Wirkung des Kunstwerkes um so reiner, eindringlicher in uns erschauern läßt, eine Hilfe, eine Stütze in den Stunden der Verzweiflung, ein Licht in der langen Nacht des Schmerzes, ein gemahnendes Zeichen zur Sammlung, wenn der Morgen leis ersteht. Ein solches Grabmal der Toten, der Namenlosen wünsche ich jedem Friedhof. Sei es eine natürliche Anlage von Bäumen, ein Waldinneres, eine wirksam aufgestellte Brunnengruppe, ein größeres Denkmal aus der Hand unserer besten, einheimischen Bildner oder eine Totenkapelle in einfachen architektonischen Formen, in Farbe gestimmtem Innern, mit guten Scheiben, großen Fresken. Ein Haus, das allen offen steht zu jeder Zeit. Und darin, ich denke mir dies zurecht. An stillen Abenden, nachdem die Glocke den letzten Ton im Läuten geschlagen, ein sanftes Spiel in einigen Streichern leis anhebend, Bläser nach und nach hinzu ein Ave verum — dann und wann eine liebe Singstimme, ein ander mal ein kräftiges Cello — ohne Voranzeige noch Programm — ein Denkmal der Toten, der Namenlosen. Durch das Grün und Rot und Blau der Scheiben spielt der letzte Strahl, die Weiden, Sträucher rauschen in den Abend, die stille Nacht hinein —

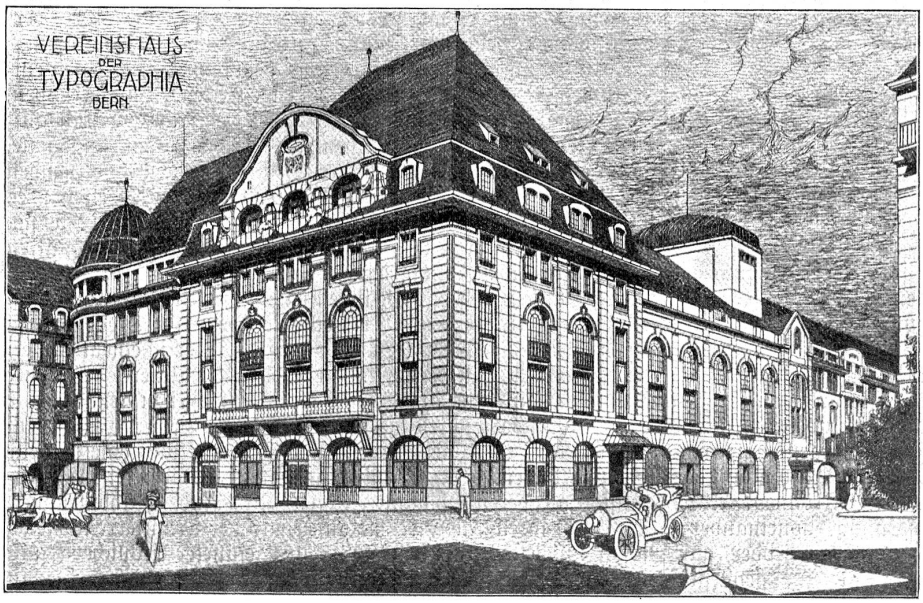
Ich weiß nicht bin ich reich oder arm

Aus „Im Röseligarte" von Otto von Greyerz. Illustrationen von R. Münger, Maler, Bern. Verlag von A. Francke, Bern.

Seele vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen
Und genießen zum letzten Mal
Ihr verglimmendes Leben.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!
Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzen im Schoße der Liebe.
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein!
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Hebbel.

Gesellschaftshaus „zum Maulbeerbaum" der Typographia Bern.



Durch das am Hirschengraben im Neubau begriffene „Gesellschaftshaus zum Maulbeerbaum" wird die Bundesstadt um ein Etablissement bereichert, das ihr nicht nur zur Zierde gereicht, sondern auch einem dringenden Bedürfnis entspricht. Der Bau wird enthalten: 1. Verschiedene Restaurationslokalitäten mit Billardzimmer; 2. Zwei geräumige, gute Kegelbahnen; 3. Einen großen Konzert- und Theatersaal, enthaltend Raum für 1200 Personen, der den Bedürfnissen der hiesigen Vereine gegen billiges Entgeld dienstbar gemacht werden kann; 4. Einen kleinen Saal (mit Bühne) ca. 400 Personen fassend, dessen Benutzung gratis ist; 5. Ein Hotel von ca. 40 Betten. Im 2. Stock befinden sich verschiedene Sitzungs- und Vereinszimmer. Die Eröffnung des Etablissements ist auf künftigen